

Suchen und Tasten

Ingo Herklotz
Richard Krautheimer in Deutschland. Aus den Anfängen einer wissenschaftlichen Karriere 1925–1933. (Academia Marburgensis. Beiträge zur Geschichte der Philipps-Universität Marburg 17).
 Münster/New York,
 Waxmann 2021. 614 S.
 ISBN 978-3-8309-4351-8. € 49,90

Ingo Herklotz versucht in seinem voluminösen Buch zu Richard Krautheimers wissenschaftlichen Anfängen, „die intellektuelle Selbstfindung des Gelehrten“ (9) zu beschreiben und anhand des eingehend besprochenen Frühwerks „die schrittweise Emanzipation“ des jungen Kunsthistorikers „von den Vorstellungen seiner Lehrer“ Alois Riegl, Heinrich Wölfflin, Paul Frankl und Kurt Gerstenberg nachzuzeichnen (8). Die ebenso einfache wie nachvollziehbare These lautet, dass die nach 1935 im amerikanischen Exil entstandenen Arbeiten in starkem Maße der Zeit in Deutschland und Italien verpflichtet sind. Gegen Krautheimers eigene Einschätzungen – er hat in Selbstzeugnissen die Bedeutung seiner frühen Jahre immer wieder heruntergespielt – findet Herklotz hingegen schon in den Qualifikationsarbeiten Hinweise auf die später erreichten methodischen Neuerungen. Diesen Spuren geht der Autor in acht unterschiedlich langen Kapiteln nach und belegt seine Annahmen mit sehr divergentem Material, das sich in vier Anhängen publiziert findet.

DAS WISSENSCHAFTLICHE FRÜHWERK

Nach einem konzisen Abschnitt zu Krautheimers Lehr- und Wanderjahren konzentriert sich Herklotz im zweiten Kapitel auf die Neulektüre und

wissenschaftliche Kontextualisierung der 1925 und 1927 erschienenen Bücher *Die Kirchen der Bettelorden in Deutschland* und *Mittelalterliche Synagogen*. Beide Schriften forcieren Fragen der architektonischen Formgenese. In der Dissertation werden die verschiedenen Entwicklungsschritte der Bettelordenskirchen nachgerade herbeigewungen (59). Und auch in dem später als Habilitationsschrift eingereichten Synagogenbuch geht es Krautheimer besonders um Fragen der „Formmigration“, das heißt um Herkunft und „Ausstrahlung“ von Architekturelementen und Bauornamentik.

Herklotz macht mit gutem Recht auf die Zeitgebundenheit dieser Art von „Einflusskunstgeschichte“ aufmerksam, deutet die Schriften aber auch als unterschiedlich gelagerte Versuche der Selbstfindung Krautheimers als Deutscher und Jude. Während das Buch zu den Bettelordenskirchen durchzogen sei von nationalem Pathos, getragen auch von „anti-französische[m] Impetus“, mit dem sich Krautheimer klar innerhalb der Kontroversen zur Gotik verortet (65), begeben er sich mit dem Synagogen-Buch unter anderem auf die „Suche nach den eigenen jüdischen Wurzeln“ (69). Das Ergebnis der zuerst stilgeschichtlichen Untersuchung – im Mittelalter habe es keine jüdische Kunst gegeben und folglich sei die Synagogenarchitektur baugeschichtlich kein Sondergebiet – veranlasst Herklotz dann dazu, beide Arbeiten in der Zusammenschau als Ausdruck des assimilatorischen Wunsches Krautheimers zu verstehen, „ebenso deutsch wie alle anderen“ sein zu wollen (77).

Dass bei solch einer auf Anpassung setzenden Kunstgeschichtsschreibung auch Überlegungen zur wissenschaftlichen Karriere eine Rolle gespielt haben müssen, liegt auf der Hand. Jüdische Kunsthistoriker hatten es schwer, an deutschen Universitäten habilitiert zu werden. So sah der angefragte Paul Clemen in der Konversion offenbar eine notwendige Voraussetzung dafür, ein Verfahren an der Universität Bonn überhaupt eröffnen zu kön-



Abb. 1 Richard Krautheimer um 1930 in einer Abbildung im Fotoalbum der Philosophischen Fakultät Marburg (<https://www.uni-marburg.de/de/uniarchiv/aktuelles/nachrichten/krautheimer>)

nen (89). Weil das für Krautheimer nicht in Frage kam, wandte er sich im August 1926 an Richard Hamann in Marburg, bei dem er schon 1921 ein Semester lang studiert hatte. Hamann beförderte die Habilitation und sorgte für ein schnelles Verfahren, indem er vorschlug, das Synagogen-Buch zur „eigentlichen Habilitationsschrift“ zu machen (108). Das von Krautheimer präferierte Projekt zur „Europäischen Plastik im frühen 15. Jahrhundert“, das 1924/25 in Italien begonnen worden war, veröffentlichte er in verschiedenen Aufsätzen, zudem bildete es später die Grundlage für die 1956 zusammen mit Trude Krautheimer in Amerika veröffentlichte Ghiberti-Monographie.

METHODISCHE ENTWICKLUNGEN

Herklotz verfolgt den oft steinigen Weg seines Helden mit großer Sympathie und führt den Leser durch die verschiedenen Lebensstationen des aus Fürth stammenden Krautheimer. Nach dem Kriegsdienst studierte er in München bei Wölfflin und Frankl, in Berlin bei Goldschmidt, in Marburg bei Hamann und wurde schließlich von dem nach Halle gewechselten Frankl promoviert. Die vorliegende Untersuchung ist aber nicht in erster Linie als Biographie angelegt, sondern versucht viel-

mehr in historiographischem Zugriff, das sich in den frühen Arbeiten entwickelnde kunsthistorische Denken des Doktoranden und Habilitanden darzustellen. Dabei stehen für den Autor die Schritte von der „Formengeschichte zur Architekturikonographie“ im Mittelpunkt. Mit Akribie wird die nach der Emigration im Jahr 1935 „unmissverständlich geltend gemachte methodische Prämisse ‚Formrezeption = Bedeutungsrezeption‘ bereits im Frühwerk des Gelehrten“ aufgefunden (287), um dadurch eine voranschreitende Genese einer „iconography of architecture“ zu kennzeichnen.

Diese eingehende Rekapitulationsarbeit schließt auch das im Nachlass aufgefundene Manuskript *Die Geschichte der deutschen Baukunst* mit ein, das Herklotz über 80 Seiten bespricht und als Anhang IV veröffentlicht. Das Fragment geht unter anderem auf 38 kürzere Artikel zurück, die der mittlerweile in Marburg lehrende Privatdozent für das von Walther Hofstaetter und Ulrich Peters herausgegebene und 1930 in zwei Bänden im Teubner Verlag erschienene *Sachwörterbuch der Deutschkunde* verfasste (dazu auch der Anhang II „Briefe Richard Krautheimers an Hermann Beenken“). Die behandelten Themen sind vielfältig und reichen von „Backsteinbau“ über „Fremde Kunsteinflüsse“ bis hin zur „Zisterzienserbaukunst“ (185, Anm. 6). Die Mitarbeit an diesem für den schulischen Gebrauch konzipierten Nachschlagewerk bildete wohl auch die Grundlage für einen Vertrag, den Krautheimer im September

Abb. 2 Richard Krautheimer in seinem Büro, 1950er Jahre. Fotografie (© Fritz Goro, TimeLife_image_925547; <https://artsandculture.google.com/asset/ygFndK2y-pbnbg>)



1930 mit Teubner abgeschlossen. Gegenstand ist eine „Geschichte der deutschen Baukunst“, die von den Anfängen bis in die Gegenwart reichen soll und als Überblickswerk durchaus populären Zuschnitt hat. Als das Manuskript im Januar 1933 eingereicht wird, sieht sich der Verlag allerdings „aufgrund der veränderten politischen Verhältnisse“ außerstande, es noch zu veröffentlichen (271). Und da für den Juden nun auch die Dozententätigkeit an der Universität Marburg unmöglich wird, geht der beurlaubte Krautheimer zuerst nach Florenz und Paris, dann nach Rom, wo er – im Rückgriff auf Vorarbeiten – am *Corpus Basilicarum christianarum Romae* zu arbeiten beginnt. Die erste Lieferung dieses monumentalen Unternehmens wird mit Unterstützung des Vatikan im Jahr 1935 abgeschlossen, kurz bevor die Krautheimers Europa in Richtung Amerika verlassen.

nographische Problem benannt und damit die Überwindung des zeittypischen Formalismus befördert, den Krautheimer dann mit den berühmten Aufsätzen zum „Carolingian Revival“ und zur „Iconography of Architecture“ endgültig zu überwinden verstand. Inhaltlich verfängt die Kontinuitätsthese durchaus. Die Idee einer Ikonographie der Architektur muss sich aus der Fixierung der deutschen Kunstgeschichte auf Stilfragen und Formprobleme lösen und sich zudem von älteren Lehrmeinungen befreien.

DAS SYSTEM HAMANN

Während Herklotz die kleinteilig ausgebreitete Geschichte des methodischen Entwicklungsgangs überzeugend darzulegen versteht, auch weil sie sicher von dem persönlichen Kontakt zwischen ihm und Richard Krautheimer profitiert hat, sind die

Herklotz unterstreicht in seinem Buch immer wieder die „Kontinuität in Krautheimers Denken“ (396). Zwar stehe das „Frühwerk noch ganz im Zeichen von Formanalyse und Stilgeschichte“, gleichwohl habe die Frage nach „dem traditionsbedingten Bedeutungsgehalt von Bautypen und Architekturformen“ schon um das Jahr 1927 das iko-

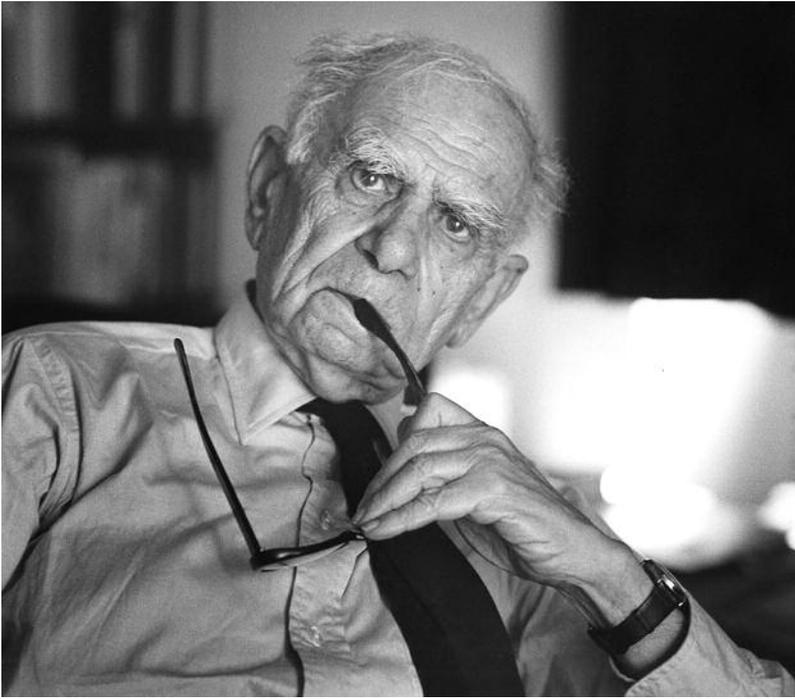


Abb. 3 Richard Krautheimer, Rom 1991. Fotografie (© Ingrid von Kruse; https://www.kunstgeschichte.uni-muenchen.de/forschung/ausstellungsprojekte/archiv/einblicke_ausblicke/biografien/krautheimer/index.html)

längeren Passagen, die der Autor seiner eigenen Alma Mater und speziell dem ehemaligen Lehrstuhlinhaber Richard Hamann widmet, von einer seltsamen Unwucht gekennzeichnet. Aus einigen der geäußerten Einschätzungen spricht tiefste Verachtung, die auch vor Herabsetzungen und Unterstellungen (v. a. 142f.) nicht halt macht. Hamann wird als „früher Vertreter der heute so gängigen Spezies des Manager-Ordinarius“ (27) beziehungsweise als „Vorläufer des modernen professoralen Drittmittelmanagers“ (128) hingestellt, der seine Doktoranden wie das gesamte Institut nur für die eigenen Zwecke eingespannt habe, dabei angetrieben von „Geltungssucht und Eitelkeit“ (131). Als „sozialer Emporkömmling“ habe er „sich in der Regel mit schwächeren, willfähigen Gestalten“ umgeben (139), so dass sich „Bildarchiv und Forschungsinstitut [...] zu Versorgungsanstalten seiner vormaligen und gegenwärtigen Doktoranden“ entwickelten, ohne dass diese „Kreaturen [...] wesentliche Leistungen in der Wissenschaft“ erbracht hätten (130).

Der Einsatz für die Volksbildung habe Hamann selbst „vor populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen“ nicht zurückschrecken lassen (93). Die sich darin mittelbar auch aussprechenden linken Positionen und der an den Tag gelegte Pazifismus Hamanns könne man nicht wirklich

noch einmal gegen das „System Hamann“ ins Feld, weil eine kritische Untersuchung „vermutlich“ zu dem Ergebnis kommen müsse, „dass nicht alle der [...] erhobenen Beschuldigungen aus der Luft gegriffen“ seien (325). Das Komplott gegen den „Bolschewisten“ (dazu Ruth Heftrig, *Fanatiker der Sachlichkeit. Richard Hamann und die Rezeption der Moderne in der universitären deutschen Kunstgeschichte, 1930–1960*, Berlin 2014, 108–123) überlebt der Institutsleiter dann nur, weil er sich – so stellt es Herklotz dar – als Opportunist zur rechten Zeit wegduckt, seine Forschungen den neuen Anforderungen anpasst und schließlich auch das Institut neu ausrichtet und durch Fotokampagnen in den besetzten Gebieten in den Dienst des Regimes zu stellen vermag.

RÖMISCHE ERFAHRUNGEN

Das Ideal einer hehren Wissenschaft, das Herklotz an vielen Stellen seines Buches durchscheinen lässt und stets gegen eine vermeintlich populäre Kunstgeschichte gewendet wissen will, konterkariert er in diesen polemischen Passagen selbst. Diese unangebrachte Herablassung tritt auch da zu Tage, wo er auf die Bibliotheca Hertziana und ihren ersten Direktor, Ernst Steinmann, zu sprechen kommt. Steinmann wird zum effeminierten Vertreter einer überkommenen ästhetisierenden

Salonkultur gestempelt und als „eher weltfremde Erscheinung“ charakterisiert, als Person, die sich zeitlebens in der Rolle des Schriftstellers gefallen habe (148). Doch trotz der vielen negativen Wertungen kann auch Herklotz nicht daran vorbeisehen, dass die wissenschaftliche Atmosphäre an der Hertziana und die Förderung durch ihren Direktor für den Weg und die kunsthistorische Entwicklung Krautheimers entscheidende Weichen gestellt haben.

Die zwei Aufenthalte, die dem Marburger Privatdozenten von Oktober 1930 bis Februar 1931 sowie von Anfang Februar bis Ende Juni 1932 in Rom vergönnt waren, stehen unter dem Zeichen eines von August Grisebach initiierten Projekts zu einem *Handbuch der römischen Kirchen*. Krautheimer veranstaltet in diesem Zusammenhang Führungen und Gesprächsrunden für Assistenten und Stipendiaten, deren Protokolle sich als Anhang III im Buch publiziert finden. In diesen wenigen Monaten gewinnt, so Herklotz, ein „archäologischer Krautheimer“ an Statur, weil sich in Rom die Möglichkeit eröffnet, die Objekte, das heißt die frühchristlichen Kirchen, vor Ort genauestens in Augenschein zu nehmen. Die neuen methodischen Ansätze (Stichwort „Maueranalyse“) schlagen sich dann auch in einem 1932 in der *Zeitschrift für Kunstgeschichte* erschienenen Artikel mit dem Titel „Die Erforschung frühchristlicher Baudenkmäler“ nieder. Doch trotz solcher methodischen Fortschritte – hier wird der „Keim für das Corpus der römischen Basiliken“ gelegt (141) – stehen für Krautheimer zu diesem Zeitpunkt noch Fragen der Stilgeschichte an erster Stelle: Einflüsse, Strömungen, Ausstrahlungen werden untersucht und im Kreis der Exkursionsteilnehmer besprochen. Was sich mit der genauen Betrachtung der römischen Kirchen allerdings auch einstellt, ist eine Horizonterweiterung. „Der bis dahin weitgehend auf den deutschen Raum konzentrierte Forscher“ beginnt nun, „das gesamte Mittelmeergebiet zu überschauen.“ (182)

An den prägenden Erfahrungen Krautheimers in Rom ist der Umstand bemerkenswert, dass sich an ihnen „die intellektuelle Selbstfindung des Gelehrten“ besonders gut nachvollziehen lässt,

gleichsam in nuce. Herklotz profiliert auch in diesem Kapitel die Geschichte des kunsthistorischen Voranschreitens Krautheimers. Das methodische „Suchen und Tasten“ wird eingehend nachvollzogen und – wie im ganzen Buch – auf breiter Materialbasis kontextualisiert. Die vier Anhänge sind dazu da, einen Nachvollzug der Entwicklungsschritte zu gewährleisten und die Weiterungen von Krautheimers Denken bis hin zur Architekturikonographie zu dokumentieren. Das ist wissenschaftlich fundiert dargestellt und historiographisch wegweisend gearbeitet – auch wenn der immer wieder auftauchende Entwicklungsgedanke womöglich eine zu starke Betonung erfährt.

So stellt sich bei der Lektüre da ein gewisser Überdruß ein, wo es um die kleinteilige Rekapitulation und detaillierte Kontextualisierung mittlerweile überholter Forschungsergebnisse der Architekturgeschichtsschreibung geht. Allerdings werden diese zu einiger Ausdauer nötigen Passagen von der pointierten Vehemenz kontrastiert, mit der Herklotz sich etwa am „System Hamann“ abarbeitet. Diese polemischen Stellen sind deshalb so besonders aufschlussreich und interessant, weil sie den Blick auf die „wahren“ Ansichten des Autors öffnen, denen in verschiedenen Punkten mit Nachdruck entgegenzutreten wäre. Hier können zukünftige Historiographen ansetzen.

PROF. DR. JOSEPH IMORDE
weissensee kunsthochschule berlin
imorde@kh-berlin.de